

Universität Siegen

Seminar: „Gottfried Benn: Erneuerung und Reaktion“

WiSe 2021/2022

Psychopathologie und Rausch:
Die fragile Wirklichkeit in Gottfried Benns früherer Prosa

vorgelegt von

Timo Hardebusch

timo.hardebusch@student.uni-siegen.de

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	1
2	Wahnsinn und Rausch – Zeitgenössische Perspektiven	2
2.1	Wissenschaft und Materialismus – Die Krise(n) des Ichs.....	2
2.2	Der Wahnsinn als antibürgerliche Befreiung	2
2.3	Gottfried Benn – Mediziner und Schriftsteller, Arzt und Patient.....	3
3	Untersuchung ausgewählter Schriften	5
3.1	Unter der Großhirnrinde.....	5
3.2	Ithaka	7
3.3	Gehirne	9
4	Fazit	13
5	Literaturverzeichnis	14

1 Einleitung

Though this be madness, yet there is method in't.
(Shakespeare 2009, S. 139)

In Shakespeares bekannter Szene glaubt Polonius in Hamlets vermeintlichem Irrsinn eine gewisse Sinnhaftigkeit zu erkennen. Ein menschlicher Zug: Wo immer Wahnsinn in der Geschichte auftritt, folgen Versuche, seine Ursachen und Funktionen zu ergründen, sei es als Medium der Götter, Besessenheit von Dämonen oder eine Dysregulation geirnischer Neurotransmitter. So ist es nicht verwunderlich, dass „der Irre“ auch in der Literatur etabliert ist – mit ebenso vielfältiger Genese. Als definitorischer Minimalkonsens soll für diese Arbeit angenommen werden, dass *Wahnsinn* ein Wahrnehmen, Denken oder Verhalten jenseits vorherrschender sozialer Normen beschreibt (vgl. Stangl 2022).

Der expressionistische Schriftsteller und Arzt Gottfried Benn, berühmt geworden für seine Darstellung des Morbiden und Hässlichen, gibt auch Rausch und Wahnsinn eine Bühne. Im Rahmen des Seminars wurden diese Motive bereits im Kontext der Werke *Ithaka* und *Gehirne* angerissen. Das Ziel der vorliegenden Hausarbeit ist es, diese Betrachtungen zu systematisieren und zu vertiefen und die Darstellung und Funktion des Rauschs und Wahnsinns in diesen Schriften herauszuarbeiten. Dazu wird weiterhin der zeitlich vorausgehende Text *Unter der Großhirnrinde* untersucht, in dem bereits viele Aspekte der oben genannten Schriften anklingen.

Das nachfolgende Kapitel gibt zunächst einen Überblick über den kulturhistorischen und persönlichen Kontext, um Perspektiven und mögliche Einflussfaktoren aus zeitgenössischer Medizin, Wissenschaft, Kunst und der Biografie des Verfassers zu identifizieren.

Die daraus gewonnenen Erkenntnisse werden in Kapitel 3 in eine Analyse der Motive des Rauschs und Wahnsinns in den oben angeführten Schriften einbezogen.

Abschließend erfolgt in Kapitel 4 eine Zusammenfassung der vorausgehenden Untersuchungen.

2 Wahnsinn und Rausch – Zeitgenössische Perspektiven

2.1 Wissenschaft und Materialismus – Die Krise(n) des Ichs

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts werden psychische Phänomene und Krankheiten zunehmend auf Strukturen des Gehirns respektive deren Abnormalitäten zurückgeführt. Diesem Paradigma der Lokalisationsforschung folgend beschäftigt sich die Psychiatrie bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts vorwiegend mit der Anatomie und Physiologie der verschiedenen Hirnbereiche, welche beispielsweise durch Sektionen und Tierversuche weiter ergründet werden sollen. (Vgl. Gann 2015, S. 40ff.)

Insbesondere das Großhirn steht im Fokus der Wissenschaft: Hier vermutet man den menschlichen Intellekt, der den Menschen vom Tier abhebe. Metaphysische Seelenkonzepte weichen dem Ich-Bewusstsein, dessen Prozesse man im Großhirn verortet. Leiden der Seele werden zu Krankheiten des Organs Gehirn; ihre Genese sieht man durch ihre spezifische Lokalisation bestimmt. (Vgl. ebd.; Schonlau 2005, S. 52f.)

Solche Betrachtungsweisen bleiben auch innerhalb der Wissenschaft nicht unwidersprochen. Um 1900 mehren sich Kritiken aus unterschiedlichen Perspektiven: Man betrachtet das Zusammenwirken verschiedener Hirnareale zunehmend als dynamischen Prozess, der keine direkte Lokalisation von geistigen Funktionen in der Anatomie erlaubt. Solche Versuche werden zum Teil sogar als *Hirnmythologie* abgetan, welche den Bereich wissenschaftlicher Evidenz verlässt. Auch in der Psychologie wendet man sich zunehmend gegen ein unteilbares und fest verortetes Ich, indem nach verschiedenen Bewusstseinsformen differenziert wird, die teils auf komplexe Art und Weise miteinander in Verbindung stehen. (Vgl. Gann 2015, S. 46ff.; Schonlau 2005, S. 52f.)

Schonlau sieht hier die Grundlage für eine Sinnkrise geschaffen, die zugleich Nährboden für die zeitgenössische Literatur bietet: Nach der unsterblichen Seele wird dem Individuum nun auch die Sicherheit eines festen, ungeteilten Ichs, verwurzelt in hirnorganischer Substanz, genommen. Das Gehirn ist nicht mehr das Ich, sondern Ort und Werkzeug, das sich mit dessen Beschaffenheit auseinandersetzt. (Vgl. Schonlau 2005, S. 53)

2.2 Der Wahnsinn als antibürgerliche Befreiung

Auch jenseits der Wissenschaften wird das Individuum Anfang des 20. Jahrhunderts mit Umbrüchen konfrontiert. Die fortschreitende Industrialisierung und die zunehmende Verlagerung des Lebensmittelpunkts in Großstädte schaffen insbesondere für die junge

Generation neue Spannungsfelder: Während in der Anonymität und Schnelllebigkeit des urbanen Umfelds Entfremdung von der Umwelt und Verlust der Orientierung drohen, sorgen bürgerliche Normen und Werte der alten Generation für ein Gefühl der Einengung. In diesem Milieu entwickelt sich die Stilrichtung des Expressionismus als Ausdruck der Rebellion vorwiegend junger Intellektueller. (Vgl. Anz 2010)

Intensiv genutzte Motive der literarischen Expressionisten sind die des Rauschs und Wahnsinns bzw. des Irren. Diese symbolisieren das Gegenteil des geordneten Bürgerlichen, der Bürokratie und Homogenität der großstädtischen Massen. Anz beschreibt, wie die Schlüsselfigur des Irren auf verschiedene Weise genutzt wird, um Kulturkritik zu üben. So bietet der Wahnsinn eine Ausbruchsmöglichkeit aus dem System erdrückender Normen und Institutionen: Der Geisteskranke ist ein Außenseiter. Im Komplex der Irrenanstalt verkörpert er auf diese Weise die angegriffene Individualität, Mauern und Ärzte symbolisieren die bürgerliche Gesellschaft. Man beruft sich in dieser Wahrnehmung unter anderem auf Nietzsches Kulturkritik: Wer sich fundamental abseits der Masse bewegt, muss wahnsinnig sein, werden oder sich zumindest so verstellen. Auf der anderen Seite ist der Irre aber auch Symptom einer kranken Gesellschaft: Der Verlust der Geborgenheit innerhalb überschaubarer sozialer Strukturen, die Orientierungslosigkeit in einer gesichtslosen Öffentlichkeit befeuern die existenzielle Krise bis zum Realitätsverlust. (Vgl. ebd., S. 84ff.)

2.3 Gottfried Benn – Mediziner und Schriftsteller, Arzt und Patient

Ein Blick in Benns Biografie offenbart seine besondere Situation: Durch seine damals als skandalös bewerteten literarischen Werke bekannt geworden, bilden doch seine naturwissenschaftliche Ausbildung und die Arbeit als Arzt das Fundament seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Benn selbst bekräftigt dies in der autobiografischen Schrift *Doppelleben*: „Rückblickend scheint mir meine Existenz ohne diese Wendung zu Medizin und Biologie völlig undenkbar.“ (Benn 1984, S. 312)

Dabei beginnt Benn vor seiner naturwissenschaftlichen Ausbildung zunächst auf Wunsch seines Vaters, selbst Pfarrer, ein Studium der Theologie und Philologie, das er später gegen dessen Willen zugunsten des Medizinstudiums aufgibt (vgl. Hillebrand 2009, S. 2). Ab 1910 arbeitet Benn in der Psychiatrie der Berliner Charité und veröffentlicht unter anderem populärwissenschaftliche Beiträge, die sich lobend mit dem noch vorherrschenden Paradigma der Lokalisationsforschung beschäftigen (vgl. Gann 2015, S. 41ff.). Zur gleichen Zeit tritt er in Kontakt mit Künstlern und Herausgebern aus dem Umfeld des frühen Expressionismus (vgl. Ridley 1990, S. 18). In diesem Zusammenhang

kann vermutet werden, dass bereits ein inneres Spannungsverhältnis zwischen dem Wissenschaftler und dem aufkommenden expressionistischen Schriftsteller besteht: Im gleichen Zeitraum verfasst Benn den Prosatext *Unter der Großhirnrinde*, der eine gegenteilige Sicht auf das Vermögen der Wissenschaft offenbart; dies wird im nächsten Kapitel vertieft.

Dieser Konflikt dringt bald nach außen: Benn gibt die Psychiatrie und Forschung auf und arbeitet nach seiner Promotion als Arzt in unterschiedlichen Bereichen: in der Pathologie, als Schiffsarzt, in einem Lungensanatorium und als Militärarzt im Ersten Weltkrieg (vgl. Hillebrand 2009; Ridley 1990). Benn begründet dies im autobiografischen „Epilog“ der *Gesammelten Schriften* im Jahr 1921 mit körperlicher und psychischer Entfremdung:

Es war mir körperlich nicht mehr möglich, meine Aufmerksamkeit, mein Interesse auf einen neueingelieferten Fall zu sammeln oder die alten Kranken fortlaufend individualisierend zu beobachten. [...] Mein Mund trocknete aus, meine Lider entzündeten sich, ich wäre zu Gewaltakten geschritten, wenn mich nicht vorher schon mein Chef zu sich gerufen, über vollkommen unzureichende Führung der Krankengeschichten zur Rede gestellt und entlassen hätte. (Benn 1984, S. 252)

Hier wird der Arzt zum Patienten, im direkten Wortsinn als *Erleidender*. Benn konsultiert die psychiatrische Literatur, um Erklärungen für seinen Zustand zu finden – vergeblich (vgl. ebd., S. 252f.). 1921 resümiert er sein Befinden: „fünfunddreißig Jahre und total erledigt“ (ebd., S. 254).

In diesem Kapitel wurden drei mögliche Perspektivträger auf das Motiv der psychischen Abnormalität herausgestellt: Der Wissenschaftler, der kulturkritische Künstler und der Erfahrende selbst. Als Sektion dieses Spannungsfelds sollen im Folgenden die ausgewählten Werke Benns untersucht werden.

3 Untersuchung ausgewählter Schriften

3.1 Unter der Großhirnrinde

Die erste untersuchte Schrift *Unter der Großhirnrinde* wird 1911 in der *Frankfurter Zeitung* veröffentlicht, findet allerdings erst nach ihrer Wiederentdeckung und Publikation in der *Frankfurter Allgemeine Zeitung* im Jahr 2003 Beachtung; Benn selbst hat diesen Text später weder erneut veröffentlicht noch referenziert. Es handelt sich dabei mutmaßlich um Benns erstes Prosawerk. (Vgl. o. V. (sda) 2003)

In diesem fiktionalen Brief berichtet der namenlose Verfasser dem unbekannten Empfänger die Aufgabe seiner Arbeit als Mediziner und die Entwicklung, die ihn dazu bewegt hat: eine tiefe Erschöpfung und Desillusionierung gegenüber einer intellektuellen Weltsicht. Diese steigert sich bis zur Entfremdung vom Denken selbst: „Ich fühlte alles Denken wie eine Flechte auf dem Gehirn, die mich drückte, und der Gedanke, überhaupt noch einmal denken zu müssen, verursachte mir eine von oben ausgehende Uebelkeit.“ (Benn 2003, S. 31) Bemerkenswert ist hier, dass ein *Ich* ebenso vom Denken entkoppelt wird wie das Denken vom Organ Gehirn: Der Vergleich mit einer Flechte evoziert das Bild eines Fremdkörpers, der von gänzlich anderer Gestalt ist als der Untergrund, auf dem er wächst. Das Ich hingegen *denkt* nicht, es *fühlt*.

Diese Aufspaltung geschieht, wie auch Schonlau bemerkt, ebenfalls an anderer Stelle:

Hast Du mal gesehen, wie Affen Aepfel fressen? So knabberig, so schlupferig - lutschend. So hatte ich zuletzt immer das Gefühl, als fräße mein Intellekt mein Gehirn auf; von unten rauf, sachte es aushöhlend; ich sah manchmal förmlich die äußerste Rinde sich nach oben biegen, weil unten schon alles fortgeschaufelt war. (ebd.)

Auch hier *fühlt* das Ich die Aushöhlung des Gehirns durch das Denken. Schonlau sieht hier die Methodik der Wissenschaft in Form einer Hirnsektion repräsentiert, der sich der Briefautor durch den Intellekt unterzogen fühlt. (Vgl. Schonlau 2005, S. 58)

Folgt man dieser Interpretation, entsteht ein bemerkenswerter Kontrast: Der sezierende Intellekt, die rational-wissenschaftliche Methode, wird auf eine Stufe mit dem instinktiv-primitiven Verhalten von *Affen* gesetzt. Gleich, ob Benn dieses Bild bewusst danach gewählt hat, ist es doch eine besonders schmerzhaft Herabsetzung der Wissenschaft und des Intellekts: Der denkende Mensch und seine vermeintlich fortschrittlichsten Methoden befinden sich weiterhin auf einer Ebene mit seinen Primaten-Verwandten, von denen man sich gerade aufgrund ihrer evolutionären Nähe lieber abgrenzen möchte. Mit den Worten Nietzsches: „Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche

Scham. [...] Einst wart ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe.“ (Nietzsche 1988, S. 8)

Der Briefschreiber verfällt zeitweise in einen Stupor, metaphorisch beschrieben als „tagelangen pflanzenhaften Dämmer; krumm und ohne die Augen zu rühren“ (Benn 2003, S. 31). Dabei entwickelt er eine Sehnsucht zurück zu Frühformen des Lebens: „eine Qualle oder etwas ähnliches, [...] Schleimhäufchen aus einer Pflanze unten tief im Modder, [...] kleine[s] nächtige[s] Getier“ (ebd.), unbelastet von Intellekt und Bewusstsein.

Wiederholt wird die Brücke von der Unzulänglichkeit der wissenschaftlichen Methode zur Kartografie des Ichs zur Problematik der menschlichen Erkenntnisfähigkeit als solches geschlagen. Der resignierte Mediziner beschreibt detailliert, wie mechanische Manipulation am lebenden Gehirn einen Menschen dazu führen würde, bestimmte Dinge nicht bzw. nicht richtig ausführen zu können, aber nichts davon beeinflusst sein Wesen, seine Gefühle, seinen Intellekt. Diese Problematik des fragmentierten und mit den gegebenen Methoden nicht ergründbaren Ichs treibt den Briefautoren um wie „hungrige[] Wölfe[]“ (ebd.), doch kann er sich trotz aller Bemühungen nicht von ihr lösen:

Ich habe die Zähne zusammengebissen vor Wut. Ich habe das ganze Zeug ausspeien wollen, aber es blieb mir am Gaumen kleben. Ich bin einfach nicht fertig geworden damit. [...] Jedenfalls ich bin krank geworden an diesen Dingen und konnte sie doch nicht lassen. (ebd.)

Dies ist nicht nur eine Abrechnung mit dem „Schlunde“ (ebd.) der Hirnforschung, der erkenntnissuchende Mensch selbst ist das eigentliche Problem:

Aber dann vor hundert Jahren kam es plötzlich zum Ausbruch und fraß wie eine Seuche über die Welt, bis schließlich nichts mehr übrig blieb als das große fressende herrschsüchtige Tier: der erkennende Mensch: der reckte sich von Himmel zu Himmel und aus seiner Stirne spielte er die Welt. (ebd.)

Auf diese Weise ist es weder nur eine persönliche Krise des Mediziners noch allein die mutmaßliche Sackgasse der zeitgenössischen Forschungsunternehmungen, sondern die „intellektuelle[] Befleckung der Welt“ (ebd.) als solches, die ihn zurücklässt als „etwas Mürbes, Verteiltes, Zusammenhangsloses. Ohne das Gefühl irgend einer Kontinuität. Etwas wie ein Bandwurm: zahllose Glieder und jedes lebt für sich.“ (ebd.) In einer existenziellen Orientierungslosigkeit erfolglos nach Halt und Werten suchend wechseln Motive aus Wissenschaft, Religion und Philosophie. Gott und metaphysische Rahmensysteme sind für den modernen Menschen keine Zuflucht mehr: „Es fehlt jedes Gefühl irgend eines unbedingten apriorischen Wertes. Nichts Großes kümmert sich mehr

um uns.“ (Benn 2003, S. 31) So fällt es dem Individuum zu, diese Rolle selbst zu übernehmen, doch es kann dies nicht leisten: „Man hält sich selbst in einer Hand und die zittert.“ (ebd.)

Der fiktive Schreiber ist dennoch nicht gänzlich ohne Hoffnung. In einem durch wiederholte Anaphern („Ich kann [...] Ich lehne [...] Ich kann [...] Ich nehme [...]“, ebd.) wie ein Crescendo wirkenden Aufbegehren sagt er sich los von der intellektuellen Weltsicht und will „ohne Kausaltrieb [...] mit den Dingen wieder rein und brüderlich verkehren.“ (ebd.) Er plant dazu nach Süden zu reisen, um als Droschkenfahrer oder Pförtner im Kloster zu arbeiten, die Sonne zu genießen und sich an Blumen und Meer zu laben. Dieser Motivkomplex des Südens wird in späteren Werken Benns häufig wiederaufgegriffen, wenn Sehnsucht, aber auch das rauschhafte Aufgehen in der Umwelt verbildlicht werden sollen. Benn erschafft mit seinem namenlosen Protagonisten in *Unter der Großhirnrinde* einen Prototyp des im Folgenden wiederholt auftretenden Dr. Werff Rönne, der diesen Weg weiter beschreiten wird.

3.2 Ithaka

Bei dem nächsten untersuchten Text handelt es sich um die 1914 veröffentlichte Szene *Ithaka*. Die Ausgangssituation ist das Ende einer Pathologievorlesung, in der der Professor den Studierenden als „ganz köstliche Überraschung“ (Benn 1990, S. 21) die Erkenntnisse einer Färbestudie an Rattenzellen en détail darlegt. Die Reaktion fällt zu Ungunsten des Professors aus: Die verbleibenden Studenten Lutz und Kautski sowie der hinzukommende Assistent Dr. Rönne konfrontieren ihn mit der von ihnen wahrgenommenen Wertlosigkeit seiner Profession; die Situation eskaliert bis zur rauschhaften Ermordung des Pathologen durch seine Studenten und Rönne.

In *Ithaka* wirkt der Geist des Mediziners aus *Unter der Großhirnrinde* weiter: Die Einwände der Studenten und Rönne gegen die Ansprüche der modernen Naturwissenschaften sind teils wortgleich aus Benns prosaischem Erstlingswerk übernommen, bspw. „das große fressende herrschsüchtige Tier: der erkennende Mensch: der reckte sich von Himmel zu Himmel und aus seiner Stirne spielte er die Welt.“ (ebd., S. 26; Benn 2003, S. 31) Rönne beschreibt seine Leiden unter dem intellektuellen Joch wie sein namenloser Vorgänger: „Ich habe den ganzen Kosmos mit meinem Schädel zerkaut! Ich habe gedacht, bis mir der Speichel floß. Ich war logisch bis zum Koterbrechen. Und als sich der Nebel verzogen, was war dann alles? Worte und das Gehirn.“ (Benn 1990, S. 25)

Ithaka ist jedoch mehr als nur die Übertragung alter Gedanken in eine neue Form. Die Ablehnung des Intellekts gewinnt an Schärfe: Ist in *Unter der Großhirnrinde* noch das „Denken [...] eine Flechte auf dem Gehirn“ (Benn 2003, S. 31), wird jetzt das Gehirn selbst zum unliebsamen Appendix degradiert: „Ich fühle nur noch das Gehirn. Es liegt wie eine Flechte in meinem Schädel.“ (Benn 1990, S. 26) Gleichsam radikalisiert sich die mögliche Lösung: Der Motivkomplex des Südens wandelt sich in Manie, zwischen Meer, Sonne und Blumen mischen sich Blut, Seele, Dionysos und Rausch im Kampf gegen den Norden als Metapher für Logik und intellektuelle Kälte. (Vgl. ebd., S. 27f.)

Mit *Ithaka* verlagert Benn den Konflikt aus der Schreibstube eines müden Mediziners in die Öffentlichkeit des Hörsaals und verleiht ihm zugleich eine neue Dimension: Hier rebelliert die Jugend gegen die alte Generation, verkörpert durch den Professor. Letzterer zeigt sich unwillig oder unfähig – gefangen in den Dogmen seiner intellektuellen Weltsicht –, die Verzweiflung der Jungmediziner in ihrer Sehnsucht nach Orientierung und Lebenssinn anzuerkennen. Dabei versuchen diese sogar zunächst dem Wissenschaftler durch Diskussion zu begegnen, der sich aber jeglicher Debatte über existenzielle Fragestellungen entzieht; er kann sie nicht nachvollziehen und betrachtet sie als obsolet:

Aber meine Herren, alle diese merkwürdigen Bedürfnisse und Gefühle und auch das, von dem Sie sprachen: Mythos und Erkenntnis, wäre es nicht möglich, daß es alte Schwären unseres Blutes sind, von alten Zeiten her, die sich abstoßen werden im Laufe der Entwicklung [...] ? Sollten sich nicht vielleicht im Laufe der Zeit alle spekulativ-transzendentalen Bedürfnisse läutern und klären und still werden in der Arbeit um die Formung des Irdischen? (ebd., S. 27)

Dies führt schließlich zu dem rauschhaften Ausbruch der Studenten und Rönne mit den bekannten Konsequenzen. Die irrationalen Begehren können nicht mit rationalen Mitteln eingefordert werden. Auch sprachlich ist dieser Bruch deutlich: Bevor Rönne zum Angriff auf den Professor übergeht, ändert sich sein Ausdruck. Seine Sprache wird bildhafter, Vergleiche und Metaphern aus dem Südmotiv dominieren, werden mit dem Gehirn verbunden: „Gehirne: kleine, runde, matt und weiß. [...] Sonne, [...] Haine [...] Blühend und weich die Stirn. Entspannt an Strände.“ (ebd.) Die Sätze werden fragmentarischer, Geminationen („Ithaka! – Ithaka! [...] bleibe, bleibe!“, ebd., S. 27f.) und Interjektionen („O es rauscht [...] O, bleibe!“, ebd.) zeugen von intensiver Sehnsucht. Es ist nun nicht mehr ersichtlich, zu wem Rönne überhaupt spricht; er wirkt wie in Trance. Graver argumentiert, dass das Motiv des Irrationalen schon auf konzeptioneller Ebene eingebunden wird. Benn entscheidet sich bei *Ithaka* für die Form des Dramas, kommt dessen zentralen Charakteristika und darstellerischen Vorzügen aber kaum nach: Es spielt

in einem Akt, ohne Szenenwechsel, fast ohne Ein- und Abgänge und ohne dass auch nur Bewegungen der Figuren Erwähnung fänden. Graver deutet dies als Absicht des Verfassers: So wie der Professor mit seiner wissenschaftlichen Methode die Welt nur unzureichend zu erklären vermag, ist auch Benns Drama kein repräsentativer Vertreter seiner Gattung. (Vgl. Graver 1986, S. 57f.)

Insgesamt erfüllen Rausch und Irrationalität nach den obigen Betrachtungen somit zwei Funktionen: Die Abgrenzung der neuen Generation von den Werten und der Hoheit der alten und die Befreiung vom Intellekt, der seine Versprechungen von Erkenntnis nicht erfüllt; es folgt eine Wendung zurück zu Mythos und Instinkt. Gann bietet eine weitere Lesart an, die in *Ithaka* den Versuch einer Annäherung von Wissenschaft und Mythos sieht: Durch die Vermischung von wissenschaftlichem Diskurs und mythischer Thematik kann eine neue literarische *Hirnmythologie* entstehen – ein Zueigenmachen und zugleich Umdeuten des in Kapitel 2.1 eingeführten Begriffs. (Vgl. Gann 2015, S. 52ff.)

3.3 Gehirne

Die letzte untersuchte Schrift *Gehirne* entsteht 1914 als erster Teil der sogenannten Rönne-Novellen. Der namensgebende Protagonist weist zwar Ähnlichkeiten mit seinem Pendant in *Ithaka* auf, eine tatsächliche Entsprechung kann aus den gegebenen Informationen allerdings nicht abgeleitet werden. Zu Beginn der Novelle befindet sich Rönne auf der Antrittsreise zu seinem neuen Posten als Vertretung des Chefarztes einer Heilanstalt. Seine vorhergehende Anstellung in der Pathologie hat er aufgegeben, sie habe „ihn in einer merkwürdigen und ungeklärten Weise erschöpft.“ (Benn 1984, S. 19)

Im Verlauf der Erzählung kommt er seinen Aufgaben zunehmend weniger nach: Die initiale Erschöpfung weitet sich bis zur Regungslosigkeit. Rönnes Gedanken werden unstrukturierter; der Leser wird Zeuge seines psychischen Zerfalls.

Bereits zu Beginn verdichten sich die Hinweise auf den sich verschlechternden Zustand: Die Erzählperspektive wechselt wiederholt von der Außensicht zur Innensicht, das Tempus ändert sich und Gedankenstränge werden unterbrochen:

Jetzt saß er auf einem Eckplatz und sah in die Fahrt: es geht also durch Weinland, besprach er sich, ziemlich flaches, vorbei an Scharlachfeldern, die rauchen von Mohn. Es ist nicht allzu heiß; ein Blau flutet durch den Himmel, feucht und aufgeweht von Ufern; an Rosen ist jedes Haus gelehnt, und manches ganz versunken. Ich will mir ein Buch kaufen und einen Stift; ich will mir jetzt möglichst vieles aufschreiben, damit nicht alles so herunterfließt. [...] Dann lagen in vielen Tunneln die Augen auf dem Sprung, das Licht wieder aufzufangen; Männer arbeiteten im Heu, Brücken aus Holz, Brücken aus Stein; eine Stadt und ein Wagen über Berge vor ein Haus. (ebd.)

Hier mischen sich bereits am Anfang der Handlung Anklänge eines Wirklichkeitszerfalls in die Wahrnehmung des Protagonisten, symbolisch unterstützt durch Metaphern aus dem Motivkomplex des Südens. Die beschriebenen Eindrücke wirken assoziativ gelockert, ein Zusammenhang ist mehr durch visuelle Nähe als durch logische Verknüpfung gegeben: der zeitgenössischen Psychiatrie und Psychologie folgend ein Kernmerkmal psychischer Krankheiten (vgl. Gann 2015, S. 80ff.). Die Wechsel zur Innensicht und zurück erfolgen dann gänzlich spontan, den Bewusstseinsstrom Rönnes nachzeichnend. Diese Zerrüttung der Erzählweise wird über die Novelle hinweg beibehalten und gipfelt am Schluss zu völliger Entfernung von der Realität – wiederum angereichert mit Südmetaphern:

Der Chefarzt wurde zurückgerufen; er war ein freundlicher Mann, er sagte, eine seiner Töchter sei erkrankt. Rönne aber sagte: sehen Sie, in diesen meinen Händen hielt ich sie, hundert oder auch tausend Stück; manche waren weich, manche waren hart, alle sehr zerfließlich; Männer, Weiber, mürbe und voll Blut. Nun halte ich immer mein eigenes in meinen Händen und muß immer darnach forschen, was mit mir möglich sei. Wenn die Geburtszange hier ein bißchen tiefer in die Schläfe gedrückt hätte . . . ? Wenn man mich immer über eine bestimmte Stelle des Kopfes geschlagen hätte . . . ? Was ist es denn mit den Gehirnen? Ich wollte immer auffliegen wie ein Vogel aus der Schlucht; nun lebe ich außen im Kristall. Aber nun geben Sie mir bitte den Weg frei, ich schwinge wieder — ich war so müde — auf Flügeln geht dieser Gang — mit meinem blauen Anemonenschwert — in Mittagsturz des Lichts — in Trümmern des Südens — in zerfallendem Gewölk — Zerstäubungen der Sterne — Entschweifungen der Schläfe. (Benn 1984, S. 23)

Die Schlusszene weckt die Erwartung an einen Dialog, um diese sofort wieder zu zerstören. Rönne kann nicht mehr situationsangemessen reagieren, er verfällt in einen Monolog zunehmend weniger zusammenhängender Satzfragmente. Der Professor für Psychiatrie Irle sieht hier den Wahnsinn als Loslösung von den Fesseln der Bewusstheit, mithin – entgegen der üblichen Lehrmeinung – auch etwas Positives. Die Gehirne symbolisieren das leidvolle Selbstbewusstsein, die Schwingen des Wahnsinns führen in die Freiheit. (Vgl. Irle 1977, S. 105f.) Auf eine entsprechende Interpretation bezogen auf *Ithaka* wurde bereits im vorhergehenden Unterkapitel verwiesen.

Im Unterschied zu den beiden vorangehenden Texten ist die Ausgangslage für die Krise des Protagonisten in *Gehirne* schwieriger zu erfassen. Können der namenlose Briefschreiber in *Unter der Großhirnrinde* und die jungen Mediziner in *Ithaka* noch benennen, was ursächlich für ihr Leid ist, ist die Krise hier vordergründig unerklärt. Eine Sehnsucht nach metaphysischen Leitprinzipien liegt jenseits dessen, wo Rönne noch nach Erklärungen für seinen Zustand sucht. Ihm bleibt nur eine diffuse Diagnose: „Es schwächt mich etwas von oben. Ich habe keinen Halt mehr hinter den Augen. Der Raum wogt so endlos; einst floß er doch auf eine Stelle. Zerfallen ist die Rinde, die mich trug.“ (Benn 1984, S. 21) Das Gehirn ist Rönnes einziger Erklärungsmaßstab und dieser versagt. An dieser Stelle kann der Bogen zu Rönnes Tätigkeit als Pathologe gespannt werden und so

als Begründung für die zunächst „merkwürdige und ungeklärte“ (Benn 1984, S. 19) Erschöpfung dienen: Auch nach der Sektion von „ungefähr zweitausend Leichen“ (ebd.) gewinnt er keine Erkenntnis über die Beschaffenheit des Daseins. Das Studium der toten Gehirne bringt Rönne ebenso wenig Klarheit wie die ärztliche Dauerbeschau des eigenen Verstandes; dennoch kann er nicht davon ablassen, bis ihn endlich die Flucht in die Irrationalität befreit.

Im Gegensatz zu den Protagonisten der beiden vorhergehenden Texte sucht Rönne keinen Austausch mit anderen Menschen, er ist sozial isoliert: „[U]mleuchtet von seiner Einsamkeit besprach er mit den Schwestern die dienstlichen Angelegenheiten fern und kühl.“ (ebd.) Dialoge sind in der Novelle nicht zu finden. Angestellte wie Patienten bleiben namenlose Fremde, der Arzt behandelt nur gesichtslose Körper und Diagnosen: „dann kam ein Unfall“ (ebd., S. 20). Die Figur des Rönne verkörpert so zwei scheinbar gegensätzliche Rollen in der expressionistischen Literatur: Einerseits ist er als Arzt Teil eines institutionellen, bürgerlichen Systems, andererseits selbst Leidender und Außenseiter. Rönne ist gezeichnet: Die Arbeit in der Pathologie hat ihn zur Maschine degradiert, er sezierte „ohne Besinnen“ (ebd., S. 19). Diesen Modus Operandi übernimmt er für seine neue Anstellung: „[E]s tat ihm wohl, die Wissenschaft in eine Reihe von Handgriffen aufgelöst zu sehen, die gröberen eines Schmiedes, die feineren eines Uhrmachers wert“ (ebd.) – dieses Mal auch am lebenden Menschen. Immer wieder verfällt er in stereotype Handlungsmuster: „Oft, wenn er von solchen Gängen in sein Zimmer zurückgekehrt war, drehte er seine Hände hin und her und sah sie an.“ (ebd., S. 21) Rönne ist damit zugleich Opfer des Systems als auch für dessen Aufrechterhaltung mitverantwortlich. *Gehirne* kann auf diese Weise auch als Kritik verstanden werden, die über Wissenschaft und Erkenntnisfähigkeit hinausgeht: Der Zeitgeist einer industriellen Massengesellschaft wirkt als Triebfeder einer entmenslichten Medizin, deren Opfer auf beiden Seiten zu verorten sind.

Weitere Deutungsmöglichkeiten von Rönnes pathologischem Geisteszustand sind in der Literatur zahlreich beschrieben. Es herrscht weitgehender Konsens, dass persönliche Wesenszüge und biografische Stationen in die Konzeption des Dr. Rönne und seinem Erleben eingeflossen sind, wenn auch das Ausmaß unterschiedlich bewertet wird. Irle sieht pathologische Züge des Autors selbst in seinem lyrischen und prosaischen Werk manifestiert (vgl. Irle 1977, S. 112).

Auch Hillebrand argumentiert für einen engen Zusammenhang: Unter Verweis auf Benns autobiografische Schrift *Lebensweg eines Intellektualisten* interpretiert er Rönne als „Doppelgänger“ (Hillebrand 2009, S. 17), seine Situation als „Geschichte der

metaphysischen Bewusstseinskrise in ihrer letzten Phase“ (Hillebrand 2009, S. 17) in einer Entwicklung des Umbruchs zwischen objektiver, raumzeitlicher Wirklichkeit und im Rausch manifestierter subjektiver, innerer Wirklichkeit. (Vgl. ebd.)

Während Ridley ebenfalls autobiografische Einflüsse zugesteht, betrachtet er das Phänomen der Rönne-Novellen in einem innerliterarischen Kontext: Benn reiht sich in eine allgemeine Tendenz der „Abkehr vom tradierten Erzählstil des 19. Jahrhunderts“ (Ridley 1990, S. 114) ein, u. a. beeinflusst durch seine Zeitgenossen Einstein und Gide. (Vgl. ebd., S. 114ff.)

Gann weist pathologisch-diagnostizierende Ansätze, wie sie u. a. Irle betreibt, nicht grundsätzlich zurück, führt aber eine gegensätzliche Lesart an, die als kritische Auseinandersetzung mit ebenjenen verstanden werden kann: Die verschwimmenden Grenzen zwischen Arzt, Patienten und Untersuchungsgegenstand in der Figur des Rönne und seinen fruchtlosen Versuchen, das Gehirn *durch dieses selbst* zu ergründen, zeigt die fundamentale Problematik der Pathologie und ihrer Fähigkeit zur Erkenntnisleistung. (Vgl. Gann 2015, S. 63ff.)

4 Fazit

Das Ziel der vorliegenden Hausarbeit ist, die Motive von Rausch und Wahnsinn in Gottfried Benns Schriften *Unter der Großhirnrinde*, *Ithaka* und *Gehirne* zu analysieren. Dazu wurden einleitend die zeitgenössischen Perspektiven auf diesen Themenkomplex anhand der Literatur dargestellt. Es wurde ausgeführt, dass es Anfang des 20. Jahrhunderts sowohl innerhalb der Wissenschaften als auch gesamtgesellschaftlich zu Umbrüchen kommt. Ein über Jahrzehnte etabliertes psychiatrisches Paradigma der Lokalisationstheorie gerät zunehmend in die Kritik; mit ihm wankt die Vorstellung eines festen, physisch verortbaren und ungeteilten Ichs. Auch in ihrem Alltag sehen sich vor allem junge Menschen mit neuen Verhältnissen konfrontiert: Die zunehmende Urbanisierung und Industrialisierung führen oftmals zu Orientierungslosigkeit, gleichzeitig engen bestehende Normen und Institutionen ein. In diesem Spannungsfeld, das der junge Gottfried Benn als Mediziner gleich aus beiden Perspektiven erlebt, entsteht die expressionistische Bewegung. Weiterhin wurde Benns eigene Krisenerfahrung als möglicher Einflussfaktor auf sein literarisches Werk thematisiert.

Bei der anschließenden Untersuchung des Rausch- und Wahnsinnsmotivs in den ausgewählten Schriften wurde der Ich- und Wirklichkeitszerfall der jeweiligen Protagonisten nachvollzogen. Allen gemeinsam ist eine Krisensituation, die als existenzielle Orientierungslosigkeit beschrieben werden kann. Die Suche nach Erkenntnis und Halt in ihrer Profession als Mediziner gelingt nicht; das Bewusstsein entzieht sich der Selbstbetrachtung. Als Lösung bietet sich schließlich nur die Absage an den Intellekt selbst. Was der namenlose Briefschreiber in *Unter der Großhirnrinde* nur als Idee skizziert, setzen die beiden Instanzen des Dr. Rönne in die Tat um: Die Fesseln der Realität lösen sich zugunsten rauschhafter Ekstase, sprachlich verbunden durch das Südmotiv und in *Ithaka* gipfelnd in dem symbolträchtigen Mord der Jugend am Pathologieprofessor. Es wurden unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten unter Einbezug der Literatur diskutiert, deren Deckungsgrad mit den Intentionen des Verfassers nicht abschließend beurteilt werden kann, sodass Rönnes Frage „Was ist es denn mit den Gehirnen?“ (Benn 1984, S. 23) in diesem Sinne wahrheitsgemäß beantwortet werden müsste mit: *Es ist kompliziert*. Und dies ist vielleicht die Essenz aus den Erlebnissen der Protagonisten: Die Hoffnung auf einfache Antworten auf Fragen nach den Grundfesten des Daseins ist zerbrochen. Wie werden wir damit umgehen?

5 Literaturverzeichnis

- Anz, Thomas (2010): Literatur des Expressionismus. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Benn, Gottfried (1984): Prosa und Autobiographie in der Fassung der Erstdrucke. Hg. v. Bruno Hillebrand. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Benn, Gottfried (1990): Szenen und Schriften in der Fassung der Erstdrucke. Hg. v. Bruno Hillebrand. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Benn, Gottfried (2003): Unter der Großhirnrinde. Eine literarische Sensation: Gottfried Benns erster Prosatext, wiederentdeckt in der ‚Frankfurter Zeitung‘. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 22.08.2003 (194), S. 31.
- Gann, Thomas (2015): Gehirn und Züchtung. Gottfried Benns psychiatrische Poetik 1910-1933/34. Bielefeld: transcript.
- Graver, David (1986): Gottfried Benn's Impossible Plays: Dramatic Anarchy and Solipsism. In: *Theatre Journal* 38 (1), S. 53–66.
- Hillebrand, Bruno (2009): Interpretation. Gottfried Benn: Gehirne. Reclam Interpretation. Ditzingen: Reclam.
- Irle, Gerhard (1977): Rausch und Wahnsinn bei Gottfried Benn und Georg Heym. Zum psychiatrischen Roman. In: Winfried Kudsus (Hg.): Literatur und Schizophrenie. Theorie und Interpretation eines Grenzgebiets. Tübingen: Niemeyer, S. 104–112.
- Nietzsche, Friedrich (1988): Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen. Stuttgart: Kröner.
- o. V. (sda) (2003): ‚Unter der Grosshirnrinde‘. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 23.08.2003. Online verfügbar unter <https://www.nzz.ch/article91SQU-ld.1169394>, zuletzt geprüft am 07.03.2022.
- Ridley, Hugh (1990): Gottfried Benn. Ein Schriftsteller zwischen Erneuerung und Reaktion. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schonlau, Anja (2005): Das (Groß-)Hirn in der Krise. Zu Hofmannsthals ›Chandos-Brief‹ und Benns früher Prosa Unter der Großhirnrinde. In: *KulturPoetik* 5 (1), S. 51–64.
- Shakespeare, William (2009): Hamlet, Prince of Denmark. Cambridge: Cambridge Univ. Press.

Stangl, Werner (2022): Wahnsinn. Online Lexikon für Psychologie und Pädagogik. Online verfügbar unter <https://lexikon.stangl.eu/32279/wahnsinn>, zuletzt geprüft am 23.03.2022.